

"Tischzuchten" : Anstandsregeln von einst und jetzt

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schatzkästlein : Pestalozzi-Kalender**

Band (Jahr): - (1916)

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-989039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

„Tischzuchten.“

Anstands-Regeln von einst und jetzt.

Ein gar köstlicher Spass wäre es für euch junge Leser, wenn ihr einer Schar Kriegersleute aus dem 15. Jahrhundert beim Essen zuschauen könntet. Wie würdet ihr über ihre Manieren lachen; wie würdet ihr euch entsetzen! Bei gar manchem wäre es wohl mit dem Appetit vorbei.

Stellt euch vor, es wäre möglich, und ihr bekämet einmal so ein paar unverfälschte Landsknechte zu Hause einquartiert, Landsknechte, welche die Gabel als ein unbekanntes Ding liegen liessen; die mit den Händen in den Schüsseln herumwühlten und sich in das Tischtuch schneuzten. Was würdet ihr wohl zu solchen Gästen sagen? Aber bedenkt, jeder Vorwurf wäre ungerecht. Denn Gabel und Nastuch waren in der „guten alten Zeit“ den Rittern und Landsknechten noch nicht bekannt, und vielleicht haben wir es gar dem grossen Bestreben jener Zeit nach besserer, verfeinerter Lebensart, zu verdanken, dass sie erfunden und allgemein eingeführt wurden.

Habt ihr auch schon darüber nachgedacht, welchen Dank wir den vielen unbekanntem Erfindern, wie beispielsweise denen von Löffel und Gabel, schuldig sind? Noch im 16. Jahrhundert machte man in Frankreich Spottgedichte auf die neuaufgekommene Mode, mit der Gabel zu essen, in Deutschland betrachtete man das uns nun so unentbehrlich gewordene Tisch-



Tischregel aus dem Mittelalter: beim essen sollst du dich nicht in das tischtuch schneuzen.

gerät als einen sträflichen Luxus und ein Zeichen der Verweichlichung. In englischen Klöstern wurde es sogar als sündhaft verboten.

Unsere Schweizervorfahren scheinen in diesem Punkte ihren Zeitgenossen mit gutem Beispiel vorgegangen zu sein. Wir erinnern an die Milchsuppe zu Kappel (im Jahre 1529), wo die fröhlichen Krieger ihre Gegner mit dem Löffel auf die Finger schlugen, wenn sie sich beim Suppens schöpfen über die Grenze wagten. Auch der Franzose



Mittelalterliche Tischregel: Du sollst, was du mit den Zähnen abgebissen, nit zurück in die Schüssel legen.

Basel lebte und ein Freund des Malers Holbein war, empfahl, man solle die vom Angreifen der Speisen fettig gewordenen Finger nicht in den Mund stecken, um sie abzuschlecken, oder sie an den Kleidern abwischen; er sagte: „es ist anständiger und ehrenhafter, dass man dies mit einem eigens dazu bestimmten Tüchlein, oder Serviette, tue. Mittelalterliche Chroniken erzählen voll Bewunderung von einzelnen Fürsten, dass sie eine Gabel besessen hätten. Clementine von Ungarn, die Gattin Ludwigs des I. und Johanna D'Evreux, die Gattin Karls des Schönen, besaßen jede eine Gabel. Die Herzogin von Touraine war sogar Eigentümerin von zwei Gabeln. Karl dem VI. rühmen die Chroniken nach, er hätte drei Gabeln besessen, die er aber nur zum Obstessen benutzte. Ein Engländer, Tomas Coryate, lernte auf einer Reise nach Italien die Gabel kennen; er berichtet, dass sie im Jahre 1611 in Paris noch nicht bekannt gewesen seien, und dass er sie zuerst in England eingeführt habe, wo er deswegen viel verspottet und verhöhnt worden sei.

Auch der Gebrauch des Nastuches bürgerte sich nur sehr spät und langsam ein. Noch im Jahre 1530 fand es Erasmus von Rotterdam notwendig, eine lateinische Schrift zu verfassen, in der er das Schneuzen mit dem Hute oder Rocke, mit dem Arm, dem Ellbogen oder mit der Hand verwirft. Er empfiehlt dies künftig mit einem kleinen Tüchlein zu tun, und zwar in Gegenwart von Höherstehenden mit etwas abgewendetem Körper.

Montaigne lobte die Schweizer, weil sie meist jedem Gast einen Löffel gaben. Die Gabel hat sich noch viel später eingebürgert als der Löffel. Im Jahre 1480 gab Jean Sulpice in seinem Buche allen Leuten, die auf gute Lebensart hielten, den Rat: „Benütze nur drei Finger, um das Fleisch anzufassen; stecke es nicht mit beiden Händen in den Mund und lass deine Finger nicht zu lange im Teller verweilen.“ Der grosse Philosoph Erasmus von Rotterdam, der seinerzeit in

Anstandsregeln aus dem Mittelalter sind sehr drollig zu lesen. Aus den hier aufgeführten mögen sich unsere Leser selbst gute und abschreckende Lehren entnehmen. Viele der Regeln haben bis heute ihre Gültigkeit bewahrt. Die Edelfrauen und Ritter legten gar grossen Wert auf ein wohl-anständiges, artiges Benehmen und nach der Erfindung der Buchdruckerkunst waren, nach dem Druck der heiligen Schrift, die „Tischzuchten“ und allgemeine Anstandsregeln von den ersten Schriften, die wert befunden wurden, in grosser Auflage verbreitet zu werden. Meistersinger, wie Hans Sachs, haben sie verfasst und die ersten Holzschneider verzierten sie mit köstlichen Bildern.

Gustav Freytag berichtet über die damalige Erziehung der Pagen: „Die Zucht, welche der Knabe erlernte, war zunächst gesittetes Verhalten in Rede und Haltung; vor allem beim Essen und Trinken. Zahlreiche Lehren, welche zum grössten Teil aus frühem Mittelalter stammen, wurden in Verse gefügt und auswendig gelernt. Die „Tischzuchten“ z. B. befahlen, man soll hübsch die Nägel schneiden (was auch deshalb wünschenswert war, weil man vor dem 15. Jahrhundert keine Gabeln gebrauchte und den Fingern bei Tisch dreiste Eingriffe nicht wehren konnte). Man soll vor dem Essen sagen: „Segne es Jesus Christ,“ soll am Tisch nicht den Gürtel vom Bauch schnallen; nicht das Brot beim Schneiden an die Brust stämmen; nicht mit dem Finger in Senf, Salz und in die Schüssel stossen, sondern die Speisen, die man aus der Schüssel holt, mit einem Löffel oder einer Brotkruste anfassen, die man vorher mit der Hand, und nicht mit dem Munde, zugespitzt hat; wer die Speisen mit Brot angreift, soll die Krumen behüten, dass sie nicht in die Schüssel fallen. Niemand soll aus der Schüssel trinken; nicht abbeissen und wieder in die Schüssel legen; nicht zwei sollen einen Löffel gebrauchen; beim Schneiden soll man nicht die Finger auf die Klinge legen; man soll nicht trinken und sprechen, bevor man die Speisen hinabgeschluckt hat; nicht schmatzen und rülpsen; sich nicht in das Tischtuch schneuzen; nicht über den Tisch liegen; nicht krumm sitzen und sich nicht auf die Ellbogen stützen. Andere Dinge als Speisen, soll man während des Essens nicht mit der blossen Hand anfassen, sondern dafür das Gewand über die Hand decken. Vor dem Trinken soll man den Mund wischen und nicht in den Trunk blasen; während dem Trunk nicht über den Becher sehen. Man soll nur zwischen den „Trachten“ (Gängen) trinken; man soll nicht essen,



Aus den Tischregeln von Hans Sachs:
Bei tisch sollst du dich nit am kopff
krawen.

während der Geselle trinkt; man soll beim Essen gegen seinen „Gemassen“ (Tischgenossen) billig sein und ihm nicht seinen Anteil wegessen; endlich die Zähne nicht mit dem Messer stochnern.“

Wir sehen, dass unsere Vorfahren Wert auf anständiges Benehmen legten; nicht nur an Höfen, bei Adeligen und Rittern, sondern auch in den Zünften der Handwerker und im Hause des Bürgers und Landmanns wurde viel auf gute Manieren gegeben.

Auch heute ist, vielleicht mehr denn je, gute Lebensart ein Geleitbrief durchs Leben. „An den Federn erkennt man den Vogel“ und an den Manieren den wohl oder schlecht erzogenen Menschen. „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze Land“, ist ein altes, wahres Sprichwort, und ebenso wahr ist ein anderes: „Auch das schönste Mädchen hässlich ist, wenn es mit dem Messer isst,“ das heisst, wenn es schlechte Manieren hat und mit dem Messer, statt der Gabel, die Speisen zum Mund führt.

Stets war es so und wird immer so bleiben; der wohlerzogene, manierliche Mensch ist überall willkommen und vorgezogen; wer aber durch sein Benehmen Anstoss erregt, wird hinten angesetzt und mag er sonst noch so tüchtig sein. Nach den Manieren wird eben auf den ganzen Menschen geschlossen und meist nicht mit Unrecht. Der Grund zum guten Benehmen, wie zu viel anderem, wird in der Kinderstube gelegt und was der Mensch dort nicht gelernt hat, das holt er auf keiner Hochschule mehr nach. Gute Manieren erleichtern viele schwere Aufgaben und verhelfen zu manchem Erfolg. Der beste Weg zu verfeinerter Lebensart ist, wie zu jeder Vervollkommnung, fortwährende Selbstkritik, also auch anständiges Betragen, wenn man allein ist und nur sich selbst zum Gesellschafter hat.



Die mittelalterlichen Tischmanieren sind in Persien noch getreu erhalten geblieben.

Vornehmes persisches Gastmahl.

Auf einen meist im Freien über den Erdboden ausgebreiteten Teppich wird ein Tischtuch gelegt, auf dem die Speisen in Schüsseln aufgetragen werden. Auf den Knien hockend, ohne Fussbekleidung, umgeben die Perser das Mahl und essen ohne Gerät nur mit der rechten Hand (die linke Hand wird als unrein nie gebraucht), während die Dienerschaft mit grossen Fächern Kühlung zuwedelt und die Fliegen abwehrt. Die grossen Mittelschüsseln enthalten Sorbet, süsse Getränke aus Fruchtsäften, die bei jedem Mahl in Masse genossen werden. Reis in verschiedener Zubereitung ist das Hauptgericht, dazu werden Fleisch, Hühner, Pickles aufgetragen. Nach dem Essen reicht ein Diener zum Waschen der Hände ein Becken mit heissem Wasser herum. Dann zirkuliert die Wasserpfeife, aus der jeder noch ein paar Züge tut, bevor die Tafel aufgehoben wird. Die Reste der Tafel werden den Dienern und den vor dem Tor wartenden Armen überlassen.

Das Ekel bei Tisch.



Das Ekel kommt meistens zu spät zu Tisch; wenn die andern schon fertig gegessen haben, tritt es ein und erwartet sofort bedient zu werden.



Statt aufrecht, mit angeschlossenen Ellbogen zu sitzen, liegt das Ekel über den Tisch, stützt die Ellbogen auf und stösst den Nachbarn.



Statt geräuschlos zu essen, und mit den Händen den Kopf zu bedienen, schnappt das Ekel nach den Speisen und schnalzt.



Das Ekel spricht mit vollem Munde u. braucht das Messer statt der Gabel zum Einführen der Speisen.



Das Ekel bedient sich unmässig und mit den besten Stücken.



Das Ekel achtet nicht auf die Wünsche seiner Tischnachbarn, und schiebt ihnen, wenn sie trinken, die Platten zu.



Zwischen den Gängen spielt und klappert das Ekel mit dem Tischgerät, bammelt mit den Beinen unter dem Tisch oder schaukelt mit dem Stuhl.



Ueber die Speisen, die ihm nicht behagen, äussert das Ekel in ungebührlicher Weise sein Missfallen.



Das Ekel ist vorlaut, mischt sich in Dinge, die es nichts angehen, spricht von unappetitlichen Sachen und stochert in den Zähnen.

J. RESCH

Das Ekel anderwärts.



Das geschneigelte oder gigerhafte Ekel.



Das nachlässige Ekel

Man unterscheidet zwei Hauptarten Ekel, erstens das geschneigelte Ekel oder den Modenfratz, der sich wegen seiner übermässig eleganten Kleider weiss Gott was auf seine Person einbildet, und zweitens das nachlässige Ekel, das man, wenn nicht schon von weitem an seinen beschmutzten Kleidern (wohl zu unterscheiden vom Ehrenkleid des Arbeiters), so doch in der Nähe an dem Leidrand seiner Fingernägel erkennt.



Das Ekel schimpft über alles und kritisiert alles, nur sich selbst nicht. Es macht nur was ihm behagt und nimmt Rücksicht auf niemanden, den es nicht fürchtet.



Das Ekel fährt zu schnell Velo auf den belebtesten Strassen, es hornt mit einem grossen Automobilsignal direkt im Rücken der Leute.



Das Ekel lässt nicht mal einer Dame oder einem alten Herrn den Vortritt. Es weicht auf der Strasse niemandem aus, auch nicht, wenn es die Skier auf der Schulter trägt. Lieber drängt es die Leute in Kot und Pfützen.



Das Ekel drängt sich überall vor, so besonders am Eisenbahn- und am Kassenschalter, und beim Ein- und Aussteigen auf der Strassen- oder Eisenbahn.



Das Ekel belegt in der Eisenbahn und in der Berghütte für sich allein Plätze für drei Personen und kümmert sich nicht darum, wenn andere keine Unterkunft finden, geschweige denn, dass es seinen Platz einer Dame oder älterem Herrn anbieten würde.



Das Ekel sucht das grosse Wort zu führen. Es ist sehr geräuschvoll; es pfeift, wenn andere Leute Ruhe haben wollen, und was es auch tut, es macht dabei mehr Lärm als notwendig. In der Alphütte hindert es die anderen Touristen am Schlafen.



Das Ekel lässt überall wo es war, alles in Unordnung zurück. Auf der Bergtour sieht man an leeren Konservbüchsen, zerbrochenen Flaschen und Papierfetzen, wo das Ekel gehaust hat.



Das Ekel als Tourist brüstet sich mit seiner Ausrüstung und verschont keinen Fussboden mit seinen schmutzigen und grob genagelten Schuhen oder mit den Spitzen des Bergstockes.



Das Ekel verschmiert die Wände mit seinem Namen, oder andern Aufschriften. Besonders zu Gegenständen, die nicht ihm gehören, trägt es keine Sorge. Es macht ihm Freude, sie zu beschädigen.



Das Ekel springt auf der belebten, schmutzigen Strasse und bespritzt die andern Leute mit Kot. Im Automobil rast es und lässt die Fussgänger in einer Staubwolke zurück.



Das Ekel belästigt auch beim Spielen seine Mitmenschen, so beim Schneebällenwerfen auf belebter Strasse, und auf der überfüllten Eisbahn, wo es sich beim Fangspiel bei unmässigem Herumrennen, Rückwärtsfahren oder Figurenlaufen der übrigen Schlittschuhfahrer nicht achtet.



Das Ekel hat das Bedürfnis sich wichtig zu machen, sich als Wundertier anstaunen zu lassen und den Neid seiner Mitmenschen zu erregen. Es verschwendet dafür sein Geld, oder meist das Geld anderer Leute. Wenn andere hungern und dürsten, zieht es reichlichen Proviant aus der Tasche, ohne ihn zu teilen.



Das Ekel ist überzeugt, eine Zierde der Menschheit zu sein. Es bildet sich ein, dass es allgemein bewundert werde und erachtet es als eine Gnade, wenn es sich zu einem Mitmenschen herablässt.



Das Ekel ist neidisch und schadenfreudig. Passiert ihm je etwas Unangenehmes, so ist es sehr wehleidig. Es klagt jedermann seinen Schmerz und verlangt allgemeine Teilnahme.

Wollen und Müssen.

Ich will! Ich soll! Ich muss! Ich kann!
 Sie reiten immer dir voran
 Im Kampf um deine Ziele!
 Doch ist „Ich will!“ zumeist ein Gaul,
 Der schwach und steif und müd und faul —
 „Ich muss!“ gewinnt im Spiele!